

Erika Lorenz 1923–2003

Sie ging und wies den Weg der Kontemplation

Walter Repges, Wachtberg-Villiprott

Am 2. August 2003 ist Erika Lorenz heimgegangen zu dem, von dem wir glauben, dass er hin und her wogende Liebe und darin und darum jubelnde Freude ist. Sie hatte sich hierauf vorbereitet, indem sie täglich betete, was sie einst aus dem Werk Ramon Llulls übersetzt hatte:

*„Mein Gott und Herr, ich bitte dich,
den ich verehere inniglich:
Gib meinem Beten rechte Weise,
dass all mein Wollen Dich umkreise,
dass all mein Sein ein Wachsen wär’,
Dich, Herr, zu lieben mehr und mehr.“¹*

Sie liebte die Musik

80 Jahre hatte sie unter uns gelebt, immerzu – von Ausnahmen abgesehen – in Hamburg. Sie liebte die Blumen. Sie liebte Gedichte. Und sie liebte Musik. In einem Vortrag in der Evangelischen Akademie Hamburg zitierte sie einmal das Goethe-Wort: „Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, ein Mensch genannt zu werden“. Sie verdiente es. Sie erlernte das Geigenspiel (trotz ihrer verkrüppelten linken Hand), sie ließ sich zur Konzertsängerin ausbilden und trat auch als solche auf und schwärmte noch als über Siebzigjährige für den Pianisten Alfred Brendel, dem sie einen Blumenstrauß ins Hotel nicht nur schickte, sondern selber brachte. Ihre Karriere als Sängerin musste sie aufgeben, ehe sie so recht begann. „Ihre Stimme ist zauberhaft“, so wurde ihr von allerkompetentester Seite versichert. Aber „Ihre Nerven sind den mit einem solchen Beruf verbundenen Aufregungen nicht gewachsen“.

¹ Nach E. Jungclausen in: „Christ in der Gegenwart“ Nr. 12 / 03, 96.

Sie studierte Romanistik

Sie beschloss zu studieren: Romanistik, Musikwissenschaft und Phonetik. 1954 promovierte sie mit einer Arbeit über „Rubén Darío und die Musik“. Sie fand ein solches Thema ihr wie auf den Leib zugeschnitten. Waren doch die Gedichte von Darío wie Musik in ihren Ohren. Eine spanische Übersetzung ihrer Doktorarbeit ließ nicht lange auf sich warten. Diese wurde 1958 in Nicaragua – woher Darío stammte – veröffentlicht. Zur Festwoche anlässlich des hundertsten Geburtstags von Rubén Darío wurde Erika Lorenz nach Managua eingeladen.

Schon zuvor war ihr ein einjähriger Aufenthalt in Paris vergönnt gewesen. Dort war sie beeindruckt von der Aufbruchstimmung des französischen Katholizismus der Nachkriegszeit und von den Eucharistiefeiern in der Kirche Saint Séverin, die sie gerne besuchte.

In Hamburg wurde sie am Ibero-Amerikanischen Institut der Universität Assistentin für Hispanistik. 1960 habilitierte sie sich. Thema ihrer Habilitationsschrift war: „Der metaphorische Kosmos der modernen spanischen Lyrik (1936–1956)“. Sie erhielt einen Lehrauftrag als „Privatdozentenvertreterin“ (so ihr offizieller Titel), dann einen Lehrstuhl für Romanische Philologie an der Universität Hamburg.

1964 flog sie für ein Jahr als Gastprofessorin nach Kolumbien (Medellin und Bogotá). Dort sagte ihr der Dekan: Sie sind die erste, die hier Vorlesungen über kolumbianische Literatur hält. Es folgten Kurzaufenthalte und Vorträge in Venezuela und in Mexiko.

Sie kehrte zurück nach Hamburg. Bald war es dort aus mit der ungestörten, oft ausgesprochen fröhlichen Lehrtätigkeit. Turbulenzen, Unruhen, ja Terror machten auch sie zum Opfer der 68-er Revolution. Ihre Lateinamerika-Seminare gab sie auf. Sie waren zu einem Versamlungs- und Kampfplatz derer geworden, die den Aufstand probten.

Sie übte „twenty minutes twice a day“

Da kommt eine etwas ältere Studentin in ihre Sprechstunde: „Ich sehe, Sie halten all das gesundheitlich nicht durch. Ich bin als Lehrerin im Yoga ausgebildet. Machen Sie die Entspannungsübungen der Transzendentalen Meditation (TM). Das gibt Ihnen Ruhe und Kraft“. Sie ließ sich darauf ein, machte diese Übungen „twenty minutes twice a day“, nahm gar an Kursen des Begründers der TM teil, eines Inders namens Maharishi Mahesh Yogi. Und siehe da: es half – bis sie erkannte: Das ist letztlich nur Ich-Sucht, Sich-Abschotten. Und aus ihren Meditationsübungen war in zunehmendem Maße

eine esoterische Meditationstechnik geworden. Als sie obendrein vom großen Meister negative, ja verletzende Äußerungen über das Christentum zu hören bekam, war das Maß voll. Sie schrieb ihm einen Abschiedsbrief und machte fortan nicht mehr mit.

Sie fand den Weg „vom Karma zum Karmel“

Die Rückkehr in den Alltag – ohne TM ! – gestaltete sich schwierig. Sie fühlte sich den einfachsten Anforderungen des praktischen Lebens nicht mehr gewachsen. Sie brauchte Unterstützung für den Übergang, jemanden, der ihr half, das Meditieren nicht abrupt fallen zu lassen (was ohne seelische Erschütterung wohl kaum zu bewerkstelligen wäre), fortan aber christlich zu meditieren. Sie begab sich für eine Woche in ein Karmelitinnenkloster, ließ sich von dem wohltuenden Geist der Stille umfassen, betete den Rosenkranz, fand dort eine Broschüre von einem Pater Camillus Lapauw, las darin, was sie suchte: Meditation braucht ein Ziel. Sie ist nicht bloßes Sich-loslassen. Sie ist ein Sich-Überlassen, und zwar nicht an eine anonyme Weltseele, sondern an jemanden, an ein Du, an das Du Gottes. Das war der Schlüssel.

Sie wurde Übersetzerin, Interpretin und Lehrerin der spanischen Mystik

Vor allem aber lehrten sie das nicht egoistische Sich-Versenken die spanischen Mystiker, allen voran Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz. Diese beiden waren ihr nicht ganz unbekannt. Dafür hatte sie schließlich spanische Literatur studiert. Die Gedichte des Johannes vom Kreuz hatte sie sogar schon einmal übersetzt, „aus purer Begeisterung“, als sie 34-jährig 1957 zur Katholischen Kirche übergetreten war. Sie waren ja so schön, „zum Weinen schön“, wie sie sich später einmal ausdrücken sollte, und das sowohl des Rhythmus, des Reimes und des Wohlklangs, kurzum: der Musik wegen, als auch des Inhalts wegen. Gott war für Johannes nicht einer, vor dem man Angst haben musste. Er war für ihn vielmehr einer, dem begegnet zu sein ihn singen ließ „Trunken war ich, wie von Sinnen, hingerissen, außer mir.“ Immer deutlicher wurde ihr klar: Diese beiden haben nicht nur schöne Bücher geschrieben und wundervolle Gedichte gemacht. Sie sind es auch, die mich an die Hand nehmen und mir den Weg zeigen können aus dem Nur-um-mich-selber-kreisen hinaus ins Freie.

Jetzt veröffentlichte sie ihre alte Übersetzung der Johannes-Gedichte. Sie erntete Zustimmung, Anerkennung – und die Einladung, weiter zu publizieren, was sie tat, unermüdlich, ein ganzes Leben lang.

Zunächst verfasste sie Übersetzungen mit entsprechenden Einführungen und Erläuterungen. Es waren unter anderem (immer umfangreicher werdende) Texte von Teresa von Avila, Johannes vom Kreuz, Francisco de Osuna, der der Lehrer von Teresa gewesen war, aber auch von Bernardino de Laredo, Pedro de Alcántara und Luis de Granada, ja sogar von Ramon Llull (Raimundus Lullus), dem Theologen und Mystiker aus Mallorca, der auf katalanisch geschrieben hatte – obendrein auf altkatalanisch, wofür Erika Lorenz nirgends ein Lexikon aufreiben konnte.

Besonders wichtig war ihr die Übersetzung des Gedichtes „Lebendige Flamme der Liebe“ von Johannes vom Kreuz und von dessen eigenem Kommentar dazu.² („Feinfühlig, sorgsam und wissenschaftlich präzise“ nannte der Rheinische Merkur am 16. 08. 1996 ihre Übersetzung.) Sie stellte dieser Übersetzung eine Hinführung voran unter dem erstaunlichen Titel „Ein Fluidum von Zukunft und Modernität“. Wichtig war sie ihr, weil es sich bei diesem konzentriert mystischen Werk nicht nur um das letzte, sondern auch um das souveränste der Werke des Johannes handelte, ja, um das überragende Werk der christlichen Mystik überhaupt. Erika Lorenz weist auf seinen Zentralgedanken hin: sich dem innersten Wirken Gottes vertrauend zu überlassen, um ihm eine von ihm empfangene und darum ihm gleichwertige Liebe schenken zu können. Denn das Eigentliche ist nur jenseits des Machenwollens, der lieblosen Eigenmächtigkeit zu finden.

Dann verfasste sie Bücher über das Wesen christlicher Kontemplation, über den mystischen (nicht nur literarischen) Weg des Johannes vom Kreuz und, gestützt auf die Weisung der klassischen Mystik (und ihre eigene Erfahrung!), über die Praxis der Kontemplation.

Darin zeigt sie: „Christliche Kontemplation lässt sich durch keine Negativbestimmung erfassen. Sie ist nicht Ent-Spannung, Stress-Lösung, Nicht-Denken, Nicht-Wollen, Ab-sterben, Freisein von – obwohl sie alles dieses enthalten und fordern kann. Christliche Kontemplation ist positiv bestimmt: Aufmerken auf, Lieben von, Hingabe an, Schweigen mit, Freiheit zu. Auf, von, an, mit, zu Gott. Gott, wie er uns durch sein WORT Jesus Christus vermittelt ist, dieses Wort im Schweigen der Liebe.“³ Und sie zitiert Francisco de Osuna mit den Worten: „So ist denn schließlich dieses Nichtdenken, so schlicht es auch sein mag, ein sich Gott-zur-Verfügung-Stellen des Menschen.“⁴ Und von Johannes vom Kreuz zitiert sie: „Kontemplation ist nichts

² München 1995

³ E. Lorenz, *Wort im Schweigen. Vom Wesen christlicher Kontemplation*. Freiburg, Basel, Wien 1993, 187.

⁴ E. Lorenz, *Vom Karma zum Karmel. Erfahrungen auf dem inneren Weg*. Freiburg, Basel, Wien 1989, 126.

anderes als ein geheimes, friedvolles und liebeerfülltes Einstürmen Gottes, der, wenn man ihm stattgibt, die Seele in Liebe entflammt“.⁵

Während sie früher bei den Übungen der TM das Telefon abschaltete, um nicht gestört zu werden, ließ sie es jetzt beim Beten eingeschaltet. Für alle wollte sie da-sein. Bei Gott zu sein ließ sie nicht etwa sich von der Außenwelt abkapseln. Es machte sie erst recht offen für den Nächsten – genau so, wie Teresa von Avila es ihren Töchtern eingeschärft hatte. „Dahin, meine Töchter, führt das innere Gebet, und dazu dient auch die geistliche Vermählung, dass daraus Werke geboren werden, Werke!“ „Ich verstehe darunter Werke im Dienst Gottes und des Nächsten.“⁶ Und hatte Osuna nicht auch Gott ausdrücklich den genannt, „der alles ist“⁷, so dass das Sich-Gott-zur-Verfügung-stellen ein Zur-Verfügung-Stehen für alle und für alles ist?

Mit ihren Büchern antwortete Erika Lorenz auf Fragen einer durch Esoterik, New Age und das Eindringen fernöstlicher Gebetspraktiken verunsicherten Generation. Und das alles schrieb sie so flüssig, ja geradezu brillant, dass man sich nicht zu wundern braucht, dass manche ihrer Bücher im Handumdrehen mehrere Auflagen erfuhren. (Eines wurde gar elf mal aufgelegt, bei einem anderen erfolgte die zweite Auflage innerhalb von drei Monaten, ein anderes wurde ins Polnische, wieder ein anderes ins Italienische übersetzt. Ihre Übertragung von Osuna, der zuvor in Deutschland ziemlich unbekannt gewesen war, wurde – mit ihren eigenen Worten zu sprechen – „ein Renner“.)

Anfang der 80-er Jahre machte sie gerne von der Möglichkeit Gebrauch, sich wegen einer physischen Schwerbehinderung in den vorzeitigen Ruhestand versetzen zu lassen. Unbelastet von universitären Verpflichtungen hatte sie nun Zeit und Muße zu schreiben. Sie reihte Buch an Buch, darunter die zum Schmuzzeln (aber beileibe nicht nur dazu!) einladenden Herder-Bändchen „Ich bin ein Weib – und obendrein kein gutes“ (1982) und „Nicht alle Nonnen dürfen das“ (1983) sowie 1994 den prachtvollen Bildband „Teresa von Avila. Eine Biographie mit Bildern von H. N. Loose u. a.“⁸

Pünktlich zu ihrem 80. Geburtstag erschien „Der Weg ins Weite. Die drei Leben der Teresa von Avila“.⁹ Es sollte eine letzte „hommage“ an Teresa

⁵ E. Lorenz, *Praxis der Kontemplation. Die Weisung der klassischen Mystik*. München 1994, 83. Vgl. auch ihren Aufsatz *Vom Wort ins Schweigen*, in: *Geist und Leben* 1999 (72), wo sie S. 181 das gleiche Zitat bringt und einige Zeilen danach (S. 182) erläuternd hinzufügt: „Liebe meint in diesem Zusammenhang mehr als ein Gefühl. Es handelt sich um totale Hingabe an Gott und um ein Fortwirken der kontemplativen Erfahrung in der Aufgeschlossenheit gegenüber den Mitmenschen.“

⁶ Hier zitiert nach E. Lorenz, *Teresa von Avila „Ich bin ein Weib – und obendrein kein gutes“*. Ein Portrait der Heiligen in ihren Texten. Freiburg, Basel, Wien 1982, 91.

⁷ *Karma*, 126.

⁸ Freiburg, Basel, Wien 1994.

⁹ Freiburg, Basel, Wien 2003.

sein, ihre verehrte, bewunderte, geliebte Teresa, und wurde zugleich ein stammelndes Bekenntnis, dass auch Erikas eigener Lebensweg ein Weg in die unendliche Weite Gottes war. Dreifach war dieser Lebensweg auch für sie, fast genau entsprechend der traditionellen (ihr von Osuna noch einmal bestätigten) Dreistufung des Betens als mündlich, meditativ und kontemplativ.

Am Anfang stand das ganz normale Leben einer erst evangelischen, dann katholischen, immer aber frommen Christin. Es folgte das Leben der Meditation, zunächst so, wie die Jünger und Anhänger der TM es sie lehrten, dann aber – aufatmend – so, wie sie es bei den spanischen Mystikern beschrieben fand und ihr vorgelebt sah: Meditation als Antwort an den Gott, von dem man sich angesprochen weiß, als Hingabe, als Liebe. Und es folgte das Leben in der Kontemplation. Dieses ließ sie (mit Johannes vom Kreuz) erkennen, „dass unser wahres Menschsein sich nicht im Haben erfüllt (auch nicht im geistigen!), sondern im sich lassenden Gott-inne-sein, das frei und selig macht.“¹⁰ Und es ließ sie bekennen: „Mir wurden durch die über viele Jahre gehende Übung der Kontemplation Gottes Realität und die Wahrheit Jesu Christi so konkret, dass Zweifel nicht mehr möglich waren.“¹¹

Sie ertrug fünfzehn Jahre lang ein grausames Leiden

Während der letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens litt sie an Krebs. (Auch Teresa von Avila war an Krebs gestorben.) Chemotherapeutische Maßnahmen, Bestrahlungen, Operationen wechselten einander ab – und ließen sie immer wieder unsäglich Schmerzen erdulden, denen gegenüber ihr Dantes Höllenvisionen wie ein Kinderspiel erschienen und die sie einmal sogar heimlich wünschen ließen, das Flugzeug, mit dem sie zu Vorträgen nach Wien und Salzburg flog, möge abstürzen.

Als sie kurz vor ihrem Sterben noch einmal die Geschichte von ihrem Krebsleiden erzählt, erinnert sie an ein Erlebnis, das schon 30 Jahre zurücklag. In ihrem Buch „Vom Karma zum Karmel“ – geschrieben zwischen ihrer ersten und ihrer zweiten Krebsoperation – hatte sie schon einmal davon berichtet (S. 147 ff.). Worum es sich genau gehandelt hatte, wusste sie nicht. War es eine Stimme aus dem Unbewussten, eine Vorahnung oder gar eine Vorankündigung dessen, was ihr bevorstand?

In einem Yoga-Kurs sollte sie, wie die anderen Kursteilnehmer auch, sich vorstellen, sie ginge durch einen dunklen Korridor, an dessen Ende ein Vor-

¹⁰ E. Lorenz, *Licht der Nacht . Johannes vom Kreuz erzählt sein Leben*. Freiburg, Basel, Wien 1990, 16.

¹¹ *Wort im Schweigen*, 96.

hang war und hinter diesem Vorhang eine Schwelle. Dann sollte jeder – in seiner Phantasie – den Vorhang öffnen und die Schwelle überschreiten und sagen, was er sah. Erika Lorenz marschierte (im Geiste) wohlgemut durch den dunklen Korridor, zog den Vorhang beiseite – und erschrak maßlos. Denn jenseits der Schwelle sah sie ein riesiges Kreuz, an dem ein leidender Christus hing. Sie nahm all ihren Mut zusammen und überschritt die Schwelle, und dieses Überschreiten war auch schon ein das Kreuz Umarmen. Diese Erfahrung war so furchtbar, so unerträglich, dass sie laut zu weinen begann und sich erst nach Stunden beruhigen konnte. Übrig blieb aber nicht das erste Entsetzen, sondern ein Zustand, der ihr wie eine von Liebe getragene Verbindung zum tiefsten Geheimnis des Lebens erscheinen wollte. Und sie meint, als sie viele Jahre danach die Erinnerung daran noch einmal preisgibt, dass dieses Geheimwissen, dieses „*crux ave spes unica*“, sie in ihren sieben TM-Jahren vor der Verführung durch allzu bequeme und paradiesische Verheißungen bewahrte, Verheißungen, die die Liebe zu dem Gekreuzigten überflüssig machen würden.

Das alles wurde ihr erneut gegenwärtig, als der Krebs im Begriffe war, ihr das irdische Leben zu rauben. Sie war in ihrem Leiden nicht allein. Christus teilte ihr Leiden-müssen, und an ihn konnte sie sich klammern.

Sie schenkte vielen viel Freude

Trotz aller Schmerzen fuhr sie fort, Freude zu schenken, nicht nur Brendel, dem sie Blumen brachte, sondern allen, die sie besuchten oder mit denen sie telefonierte oder denen sie bis noch kurz vor ihrem Sterben Briefe schrieb und die nun nicht umhin können, bei aller ehrfürchtigen, ja fast verlegenen Scheu sie, die schon durch ihre Bücher die Herzen vieler gewonnen hatte, nun erst recht lieb zu haben.

„Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, so komm doch! Denn vorbei ist der Winter, verrauscht der Regen. Auf der Flur erscheinen die Blumen; die Zeit zum Singen ist da.“

So lässt Johannes vom Kreuz mit Worten des Hohen Liedes (Hld 2, 10–12) in seinem Geistlichen Gesang den himmlischen Bräutigam die Seele zum ewigen Leben einladen.¹²

¹² Hier zitiert nach E. Lorenz, *Der nahe Gott. Im Wort der spanischen Mystik*. Freiburg, Basel, Wien 1985, 208.